

Wer heilt, hat recht?



Der Fall der beiden Genfer Kinder Elodie und Noah beschäftigte die Schweizer Medien intensiv. Der kleine Noah litt unter Granulomatose, einer erblichen Krankheit des Immunsystems. Er konnte in Zürich erfolgreich mit einer Knochenmarktransplantation von seiner einjährigen Schwester Elodie behandelt werden. Elodie wurde aber dazu eigens gezeugt, und zwar – dies ist der zusätzlich brisante Punkt – mit Anwendung der Präimplantationsdiagnostik (PID), die in der Schweiz verboten ist. Die Eltern mussten deshalb für die fortpflanzungsmedizinische Behandlung nach Brüssel reisen. Mit ihrer Präsentation von Elodie und Noah haben die Medien der abstrakten «PID» Gesichter verliehen. Man kann sich mit dem Leiden des Knaben und mit der Sorge der Eltern identifizieren, und man kann durchaus auch verstehen, weshalb ein solcher Plan für die Betroffenen moralisch vertretbar erscheinen muss.

Zwei Aspekte sind aus dieser über Identifikation zugänglichen «Innenperspektive» neu sichtbar geworden. Erstens die moralische Verantwortung der Eltern gegenüber dem kranken Kind. Wenn es die einzige Chance ist, dem lebensbedrohlich kranken Kind helfen zu können, ein neues Kind mit PID zu bekommen und von ihm Knochenmarkzellen zu transplantieren, ist es für Eltern eigentlich gar nicht möglich, nein zu sagen. Sie müssten moralische Skrupel gegenüber der Embryonenselektion so hoch werten, dass sie den Wert des Lebens ihres Kindes überwiegen. Dies ist undenkbar. Zweitens wird es für sie absolut selbstverständlich sein, dass sie das «Retterbaby» auch um seiner selbst willen lieben und Elodie als ihre Tochter und als vollwertiges Mitglied ihrer Familie annehmen. Die Bedenken der «Instrumentalisierung» bleiben aus der Perspektive der Eltern zu abstrakt, um noch verständlich zu sein. Sie verfangen in der von ihnen erlebten Wirklichkeit einfach nicht. Ihre Welt ist geprägt von konkreter Fürsorge und Verantwortung auch für ihre jüngste Tochter. Von einem «Benützen und Wegwerfen» kann keine Rede sein.

Ich hatte ein paar Mal die Rolle, in den Medien erklären zu müssen, dass es neben der Innenperspektive der einzelnen Situation auch eine gesellschaftliche Perspektive gibt und dass man ausgehend von einem einzelnen glücklichen Fall

keine Gesetze machen kann. Dies habe ich als eine schwierige Aufgabe empfunden, weil die Grenze zwischen abstrakt und konkret auch eine Grenze der Sichtbarkeit ist. Was kann man sich konkret vorstellen, wenn man an diese «gesellschaftlichen Implikationen» denkt? Auch wenn man dies ernsthaft versucht, kann es nicht so farbig und deutlich werden, wie es nun die Gesichter von Elodie und Noah sind. Die Bedenken, um die es auf der gesellschaftlichen Ebene geht, sind für mich vor allem zwei: die fehlende Abgrenzbarkeit und das Entstehen eines moralischen Drucks. Die PID selbst halte ich aus ethischer Sicht für zulässig, wenn es darum geht, eine schwere Krankheit des entstehenden Kindes zu verhindern. Denn ich sehe die Diagnostik am Embryo vor der Nidation als weniger schwerwiegend an als die Zumutung einer Schwangerschaft auf Probe mit Amniozentese und eventuellem Schwangerschaftsabbruch.

Wenn man die PID zu fremdnützigen Zwecken zulässt, wird es schwierig, sie auf solche Fälle wie Elodie und Noah einzugrenzen. Denn warum soll das neue Kind nur einem Geschwister helfen? Warum nicht der Mutter, dem Vater, einer für die Familie wichtigen Freundin? Warum nur mit Knochenmark? Warum nicht mit einem Teil der Leber? Mit einer Niere? Wieviel Spital und wieviel Verzicht ist dem neuen Leben zuzumuten? Würden wir es auch in einer ausgeweiteten Form noch vertretbar finden? Um sich das vorzustellen, muss man nicht in abstrakten Begriffen denken, sondern man muss sich ähnliche Fälle vorstellen, die sich in einzelnen Elementen mehr oder weniger stark unterscheiden. Das zweite Bedenken ist für mich das Entstehen eines moralischen Drucks auf die Eltern. Das kann man verstehen, *gerade weil* es für die Eltern so schwierig oder sogar unmöglich ist, überzeugende Gründe zu finden, um das Angebot abzulehnen, wenn es dann besteht. Wollen wir aber eine Gesellschaft, in der man sich genötigt fühlt, für therapeutische Zwecke jeweils ein neues Kind zu bekommen?

Insofern ist die Sichtbarkeit, die die mediale Inszenierung des konkreten Falles schafft, doch instruktiv. Seine Lektion ist, dass man in derselben Konkretheit über ihn hinausdenken kann.

*Christoph Rehmann-Sutter**

* Prof. Dr. phil., dipl. biol. Christoph Rehmann-Sutter leitet die Arbeitsstelle für Ethik in den Biowissenschaften der Universität Basel, ist Präsident der Nationalen Ethikkommission und Mitglied der Redaktion Ethik der Schweizerischen Ärztezeitung.